werdet wird, könnte für andere weitere nutzbar gemacht werden. Kann man wirklich nicht zu den dauerhaften Kleidern zurückkehren, die unsere Ahnen hatten, und damit auch zu den zahlreichen Kindern, die sie auf die Welt brachten? fragt Dr. Doczy.

Eine interessante Grillparzerveröffentlichung.

Vierzig Jahre sind bald seit dem Tode Kathi Fröhlichs, der ewigen Braut Grillparzers, verflossen. Ueber das letzte Geheimnis dieser Liebe, die zu keiner ehelichen Vereinigung führte, konnte man nur psychologische Mutmaßungen anstellen. Es sind nur die poetischen Bekenntnisse des Dichters bekannt geworden von seiner physischen Unfähigkeit sich dauernd an eine geliebte Frau zu ketten. Eine grüblerische, passive Natur verzehrte sich in ewigen Zweifeln, unter welchen ein elementares Gefühl sich allmählich abschwächte und ins Problematische umschlug. Grillparzer hat nun, wie das „Neue Wiener Journal" mitteilt, intimere Bekenntnisse in das berühmte Gedicht über dieses fast tragische Liebesverhältnis zur anmutigen Wienerin hinterlassen: Tagebuchblätter und Briefe, die Kathi Fröhlich der Stadt Wien mit der Bestimmung vermachte, daß sie erst vierzig Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden dürfen. Diese Dokumente werden nun im Laufe des kommenden Jahres für die Publikation frei. Sie werden Einblicke in die Seelenkämpfe des Dichters gewähren, das letzte über seine inneren Hemmungen aussagen. Wir werden neue Aufschlüsse über die Natur des größten österreichischen Dichters mit diesen Aufzeichnungen gewinnen, ein intimes Bild seines so komplizierten verschlossenen Wesens. Man darf dieser Publikation mit größtem Interesse entgegensehen. Hoffentlich findet sich bald eine sorgsam sichtende Hand für diese bisher unbekannten Tagebuchnotizen und Briefe.

Bunte Zeitung.

Der verliebte Balzac. In der Pariser „Revue des Deux Mondes" kommt zurzeit eine Reihe von bisher unveröffentlichten Briefen Balzacs zum Abdruck, die der verliebte Dichter der „Comedie humaine" im Jahre 1845 an seine damals in Dresden lebende Freundin Frau Hanska gerichtet hat, die bei einer Prinzessin die Stellung einer Gesellschafterin bekleidete. Diese Briefe berichten mit einer düsteren Anschaulichkeit von den verzweifelten Anstrengungen die der französische Dichter seinerzeit gemacht hat, um aus seinen hoffnungslosen Geldverlegenheiten herauszukommen und seine pekuniären Verhältnisse so zu gestalten, daß sie ihm gestatten würden, mit seiner Freundin zusammen zu leben. Zu diesem Zweck entwickelte Balzac eine Unmenge von Plänen, die seinem spekulativen Erfindergeist alle Ehre machen und aufs Neue zeigen, mit welch blühender Einbildungskraft er Luftschlösser zu bauen verstand und mit welch überzeugender Ueberredungsgabe er diese Luftspiegelungen seiner Phantasie als solide Bauwerke anzupreisen vermochte. Aber mitten zwischen derartige geschäftliche Auseinandersetzungen und Entwürfe von Spekulationsplänen drängen sich immer wieder die Klagen des Liebhabers, der die Trennung von der Geliebten nicht länger ertragen kann. So schreibt Balzac einmal: „Frankreich versteht zu lieben. Sage Deiner dummen Prinzessin, daß ich seit dem Jahre 1833 mit Dir bekannt bin, und daß ich heute im Jahre 1845 bereit bin, von Paris nach Dresden zu reisen, nur um Dich zwei Tage zu sehen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß ich diese Reise lediglich zu dem Zwecke mache, um Dir zu sagen, wie heiß ich Dich liebe. Wenn es das Glück wollte, daß ich nächsten Dienstag bei der Gräfin Merlin 50 Louisdors gewinnen würde, so träfe ich Sonntag, den 23. in Dresden ein, um am 25. wieder nach Paris zurückzureisen."

Ein seltsamer Arzt Bismarcks. Der Amtsrat Dietze-Bardy, ein alter Freund Bismarcks, erzählt eine kuriose Heilung des Altreichkanzlers durch einen Schäfer, die in dem von der „Deutschen Rundschau" herausgegebenen Nachlasse Poschingers zu lesen ist. Eines Tages traf Dietze-Bardy Bismarck schwer seufzend im Bett: „Ich muß jetzt von Ihnen Abschied nehmen, Dietze," sagte er, „mit mir geht es zu Ende. Ich trage die Schmerzen nicht länger." — „Ach was, Durchlaucht," meinte Dietze, „an Schmerzen ist noch keiner gestorben," und nach verschiedenen Trostworten schlug er ihm vor, es einmal mit einem Schäfer in der Nähe zu versuchen, der schon die glücklichsten Kuren gemacht habe. Bismarck erkundigte sich nun mit Interesse nach dem Wohnort und nach allen Einzelheiten, und erfuhr, daß der Schäfer aus dem Wasser des Kranken die beste Art der Heilung erkenne. „Würde sich denn heute noch jemand entschließen, hinzureisen?" fragte Bismarck. „Wann geht der nächste Zug?" — „Um zwei Uhr, Durchlaucht," antwortete Dietze, und wurde nun mit allem Notwendigen versehen, worauf er sich sofort auf den Weg machte. Der Schäfer fand, daß die Galle in das Blut getreten sei, und meinte, wenn der Kranke — denn ein Mann müsse es sein — eine kräftige Natur habe, so könne dem Patienten mit einem Tee geholfen werden, der morgens, mittags und abends genommen werden müsse. Honorar verlangte er nicht, ließ es aber zu, daß Dietze drei Mark auf das Fensterbrett hinlegte. Abends um 10 Uhr kam er mit dem Rezept in Bismarcks Wohnung. Der Fürst besah es sich und sagte: „Wenn es morgens, mittags und abends genommen werden kann, so kann man es auch abends, mittags und morgens nehmen." Er ließ sich sofort den Tee bereiten, trank ihn und fühlte sich schon nach drei Tagen merklich besser. Nach einigen weiteren Tagen war er kuriert. „Ich scheute mich wohl," schließt Dietzes Erzählung, „später das Gespräch auf die Schäfergeschichte zu lenken."

Chinas chemische Industrie. In der nordchinesischen Provinz Kwantung sind durch japanische Initiative mehrere Fabriken zur Herstellung von Schwefelsäure, Aetzsoda, Kreosot, Stearin, Glyzerin und Seife errichtet worden. Die Rohstoffe für diese Fabrikate stammen aus der benachbarten Mandschurei, doch können, wie neue Untersuchungen ergeben haben, die Rohmaterialien auch in anderen Teilen Chinas angetroffen werden, wodurch nach der „Chemisch Technischen Wochenschrift" die Möglichkeit gegeben ist, im ganzen Lande die chemische Industrie weiter zu entwickeln. Auch Oele verschiedener Art zur Bereitung von Salben und Seifen sind überall zu finden. Nirgends fehlt die Schafwolle für Herstellung von Lanolin, Baumwolle zur Verfertigung von Verbandsstoffen und Seegras zur Erzeugung von Jod. Daher sind bereits zahlreiche Versuche zur Heranziehung von Kapitalien, sowie von einheimischen und fremden Fachleuten, Aerzten und Apothekern eingeleitet worden. i.

Literatur.

Lola Landau, „Das Lied der Mutter". Verlag von Felix Lehmann, Charlottenburg 2.

Ein feines kleines Büchlein läßt Lolo Landau im Ueberschwang ihrer zur Mutterleidenschaft gesteigerten Mutterseligkeit in die Welt hinausflattern. In wuchtigen, gedankentiefen Versen strömt die geniale Dichterin ihre Gefühle vom Augenblick beglückender Mutterhoffnung bis zu der schweren Stunde aus, als sich das Knäbleln von ihr losgerissen. Das Mißtrauen der deutschen Leserwelt gegen weibliche Lyrik, die sich bisher in verantwortungslosem Getändel, in weicher Sentimentalität oder gar in schwüler Erotik gefiel, entkräftet Lolo Landau durch die zur Andacht stimmende Erhabenheit der Auffassung von der Heiligkeit ihres Mutterberufs, die in frommer Anbetung des ihr geoffenbarten Gotteswunders ihren ergreifenden Ausdruck findet. Die Gedichte „Gesegnet" und „Perle und Muschel" sind wahre Perlen deutscher Gedankenlyrik:

„Ich bin die Muschel, Perle du in mir,
Von meinem zärtlichen Atem umwandet!
Schrei, Woge, Gischt des Tags, der mich umbrandet,
Strömt lieblich verworren zu dir.

In meinem Leibe schaukelst du
Wie in einer perlmutternen Wiege.
Meine Seele, in die ich dich schmiege,
Raunt dir des Lebens heilige Choräle zu!"

Im Spiegel der Poesie erblickt die junge Mutter den Sohn, wie er heranreift und in die Welt hinauszieht, „an dem goldnen Seile meiner Liebe angeseilt." Aber über ihre Mutterseligkeit wächst die Verfasserin hinaus zu einer verstehenden Freundin der Mühseligen und Beladenen, die Gedichte „Mitleid" und „Anklage" es widerspiegeln.

Einer deutschen Mutter, die ihrem heiligen Berufe denkend entgegenharrt, klingen aus Lola Landaus „Lied der Mutter" nie vernommene Töne von Seligkeit, die den Schmerz überwindet, entgegen. In diesem Sinne sei es den deutschen Frauen als ein tiefinnerliches, eigenartiges Werk empfohlen. Professor Dr. Eugen Wolbe-Berlin NW. 21, Dortmunderstraße 11.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S, Gr. Ulrichstr. 63 Fernruf 4025.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung"

Nr. 2 — Sonnabend, den 2. Januar — 1920

Gunvor.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna-Wenster.

6. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Der Graf konnte sich nicht satt sehen an seiner schönen Braut, und er versprach ihr bei jedem zweiten Wort, das er sagte, goldene Berge; die Familiendiamanten, alle miteinander sollten ihr gehören. Ob sie ein Reitpferd haben wolle? Ob er ihr Obst von Ekensborg schicken solle? Er habe ein entzückendes weißes Fell bei Forsell gesehen, und sie müsse ihm versprechen, ihre Füßchen darauf zu wärmen. Für morgen abend habe er an eine Loge im Lofttheater gedacht mit nachfolgendem Abendessen im Grandhotel, und er hoffe, seine gnädige Frau Schwiegermutter und die liebenswürdige Schwägerin hätten nichts gegen diesen Vorschlag einzuwenden. Er wolle noch hinzufügen, daß er dabei auch an Melker gedacht habe, sowie an einen Kavalier für Gunvor, an seinen besten Freund, Baron Gote.

Der Baronin schwindelte es vor den Augen. Es war ihr zumute, als habe sie das große Los gewonnen, und der Name des Barons Gote, der jetzt eben genannt worden war, gab ihrer Unternehmungslust neue Nahrung; wie ein Perpendikel, der sich unermüdlich hin und her schwingt, arbeitete es in ihrem Gehirn. Die bürgerliche Familie wurde entschlossen in Acht und Bann erklärt und Baron Gote in deren Rechte eingesetzt. Er war und blieb der Richtige für Gunvor, und sie hatte das eigentlich schon lange gewußt. Von der Schule hatte Gunvor weiter gar nichts, als daß sie sich überanstrengte und bleich und mager wurde. Und dieser ungehobelte Malmberg begleitete sie abends nicht einmal nach Hause, da konnte man sehen, wie er später sein würde! Also beschloß die gnädige Frau Baronin ihre Gedankenreise.

Eine Sorge bedrückte indes selbst in dieser Stunde das Herz der glücklichen Schwiegermutter. Sie fürchtete, der Graf könnte seinen Besuch so lange ausdehnen, die sie gezwungen sein würde, ihn zu Tisch einzuladen. In ihrer Börse befand sich aber nichts als der Pfandschein, die Silbermünzen waren leider im Augenblick abwesend. Zufällig fiel ihr Blick zum Fenster hinaus. Ah, der Schlitten!

„Lieber Sebastian," sagte sie freundlich lächelnd, „meinst du nicht, dein Kutscher denke, sein Herr lasse ihn unverzeihlich lange warten. Morgen ist auch noch ein Tag, mein Freund, und du weißt, du bist hier in unserm einfachen Heim jederzeit so herzlich willkommen wie in deinem eigenen Hause. Wir sehen dich wohl morgen zum Mittag?"

Sie ahnte nicht, woher sie das Geld nehmen sollte, um ihr Silberzeug wieder einzulösen, dachte aber so halb und halb daran, der Frau in dem Laden die Ehre anzutun, sie um einen Zehnkronenschein anzugehen. Das würde das „nette Frauchen" sicher gerne tun.

Als der Graf endlich gegangen war und halb und halb das Versprechen erhalten hatte, daß die Verlobung nicht länger als vier Monate, allerhöchstens ein halbes Jahr dauern sollte, setzte sich Grönl am Fenster, und Gunvor sah, wie sie sich ein paar Tränen wegwischte.

Die Baronin machte sich eben im Schlafzimmer zum Ausgehen bereit, und so waren die beiden Schwestern allein.

„Je, nun ist man ja im Hafen," sagte Grönl unerwartet; sie war sonst durchaus nicht mitteilsam.

„Ich würde es keinen Hafen nennen. Liebe Grönl, du tust mir leid. — Möchtest du dir nicht lieber durch deiner Hände Arbeit dein Brot verdienen und auf Ernst und das Glück warten? Dies hier ist ja alles miteinander nur falscher Schein und Unwahrheit."

„Arbeiten! Aber was denn? Sind wir dazu etwa erzogen worden? Und warten — auf Ernst? Bist du so gewiß, daß er mich in zehn, zwölf Jahren — denn früher könnte ja keine Rede davon sein — noch haben möchte? Ach nein, du, da wäre ich dann eine verschrumpelte alte Jungfer."

„Aber ist denn das Aeußere alles?" versetzte Gunvor heftig.

„Jawohl, meine Liebe, und du weißt so gut wie ich, daß sich die Herren nicht in Prinzessinnen auf dem Glasberg verlieben, ebensowenig als die jungen Mädchen auf den Bällen Mauerblümchen sein dürfen. Nein, es ist jetzt alles ganz gut, und auch dir wird es noch gefallen."

„Mir?"

„Ja, denn du nimmst natürlich Gote, wenn er um dich anhält, und dazu kann man die Männer immer reizen. Du wärest schön dumm, wenn du nein sagtest."

„So dumm bin ich allerdings."

„Liebe Gunvor — nur dieses Malmbergs wegen?"

„Ach Unsinn! Das ist eine fixe Idee, die ihr beide, du und Mama, gefaßt habt. Ingenieur Malmberg ist mein Lehrer und damit basta."

„Nun, dann begreife ich wahrhaftig nicht, warum du jeden Abend in diese gräßliche Schule läufst."

„Um etwas zu lernen und mir irgend eine Stellung zu verschaffen."

„Aber Gunvor, bist du denn ganz verrückt?"

„Nein, durchaus nicht. Und das kann ich dir sagen, ehe ich Baron Gote heirate, werde ich lieber noch ein einfaches Ladenfräulein."

„Du wolltest doch wohl nicht deiner ganzen Familie auf eine solche Weise ins Gesicht schlagen?"

„Niemand braucht sich daran zu stoßen. Wer mich dann nicht mehr kennen will, muß es eben bleiben lassen. Ich aber will mir lieber auf irgend eine Weise mein Brot selbst verdienen, als mich in den Ehestand sperren lassen, nur um versorgt zu sein."

„Gott bewahre mich vor deinen Ansichten, Gunvor!"

Grönl ging empört aus dem Zimmer, aber gleich darauf steckte sie den Kopf wieder zur Tür herein und fragte: „Kannst du mir nicht das Geld für die Straßenbahn leihen?"

„Doch!"

„Danke, ich werde es dir mit Zins und Zinseszins heimgeben!" sagte die zukünftige Gräfin mit einem vornehmen Kopfnicken.

Sechstes Kapitel.

Amor kommt.

In dem englischen Sprachkursus, wo die Jugend beiderlei Geschlechts gleichzeitig unterrichtet wurde, hatte Gunvor zu ihrer großen Bestürzung einen eifrigen Verehrer. Es war ein grobknochiger, breitschultriger junger Maschinist mit kräftigen Arbeitsfäusten und einem gelben struppigen Haarschopf über der breiten Stirn. Seine Augen verfolgten Gunvor, wie die eines treuen Hundes seinen Herrn, und ebensowenig wie der vierbeinige Kamerad eine Ahnung von der Ueberlegenheit seines Herrn in Beziehung auf irgend eine Rangstufe hat, ebensowenig hatte Per-Erik-Nordin das geringste Verständnis dafür, daß Gunvor Hartwig für ihn etwas Unerreichbares war. Er hielt sie für die schönste und reizendste von allen den Mädchen in der Klasse, und obgleich sie begreiflicherweise etwas schüchtern war — was bei ihm selbst übrigens auch der Fall war — meinte Per-Erik sein Glück bei ihr versuchen zu können. Er hatte einen guten Verdienst, sah selbst nicht wie eine Vogelscheuche aus und würde sich, wenn Gunvor ja sagte, in fünf bis sechs Jahren gut einen Hausstand gründen können.

Zuerst wollte er sie indes ins Theater einladen und dann, falls sie ein bißchen „Gaudi" verstand, auf den Ball des Vereins „Einigkeit macht stark" mitnehmen. Wenn sie ein richtiges Mädchen war, würde sie sich dann über seine reellen Absichten vollständig klar sein. Eines Abends trat er nach Schluß der Stunde auf Gunvor zu, die noch auf ihrem Platz saß und sich einige Notizen machte.

„Das heißt man fleißig sein," leitete er das Gespräch ein, indem er zugleich seine muskulöse Hand neben Gunvor auf den Tisch legte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200103027/fragment/page=0001

Ebenso unangenehm überrascht, wie ihre Ursache sicher auch gewesen wäre, wenn einer ihrer Diener den Gleichgestellten hätte spielen wollen, schaute Gunvor auf, und sie wurde dunkelrot, denn in diesem Augenblick fielen ihr ihrer Mutter Worte über den Schuhmachergesellen ein. Damals hatte sie so rasch eine Antwort bei der Hand gehabt, aber in Wirklichkeit hatte sie nie gedacht, es könnte ihr etwas Aehnliches widerfahren.

Der junge Nordin faßte indes ihre Verlegenheit ganz anders auf und lächelte geschmeichelt.

„Sie gehen doch wohl gern ins Theater, Fräulein? Wollen wir uns nicht einmal zusammentun und uns die Gelsha ansehen? Am Sonntag haben wir am besten Zeit, und das Blech für die Billette hab' ich. Sind Sie einverstanden?"

Ganz zuversichtlich stand er vor Gunvor und erwartete eine strahlende, dankbare Annahme.

Aber Gunvor dachte anders. Mit Blitzesschnelle erfaßte sie die Einladung als unverschämt, unsinnig und aufdringlich. Wie konnte er es wagen, ihr mit einem solchen Vorschlag zu kommen? Aber Per-Erik stand froh und geduldig wartend da, bis sie ihr schlchternes Entzücken überwunden hätte und er die ersehnte Antwort erhalten würde. Daß er irgend etwas verbrochen hätte, konnte er sich gar nicht denken.

Gunvor schluckte und schluckte an ihrem Aerger und ihrer Empörung, aber ihre Stimme klang doch noch etwas hart und erregt, als sie erwiderte: „Ich kann nicht verstehen, wie Sie sich einbilden können, ich würde mit Ihnen ins Theater oder zu sonst einem Vergnügen gehen, Herr Nordin. Das ist — das ist ja Unsinn. Und mit einem kaum bemerkbaren Gruß ging sie an ihm vorüber. Nordin sah ihr nach und murmelte: „Poktausend, sie war ja ganz rabiat! Aha, die hat den Hochmutsteufel im Leibe! Na, vor mir ist sie nun sicher!"

Gerade an diesem Abend trafen Gunvor und Alf seit mehreren Wochen zum erstenmal wieder auf der Treppe zusammen. Er hatte Wort gehalten und ihr nicht das geringste Entgegenkommen gezeigt; aber daß sie noch immer in die Schule ging, trotzdem sie einen reichen Schwager bekommen hatte, nahm ihn für sie ein, und als er jetzt sah, wie erregt sie war, sagte er zu ihr: „Nun, jetzt geht es Ihnen ja in allen Fächern recht gut, Fräulein Hartvig."

„O ja," versetzte sie kurz.

„Sind Sie noch immer befriedigt von Ihrem — mutigen Entschluß?"

„Nein, es ist wohl am besten, wenn ich ein Ende damit mache."

„Soo — und warum denn?"

„Ich passe nicht für die Schule, und sie paßt nicht für mich."

„Sind Sie wieder auf dem alten Punkt? Ich hatte um Ihrer selbst willen gehofft, Sie würden schließlich über diese Grillen wegkommen."

„Es sind keine Grillen! Man kann sich doch auch nicht alles gefallen lassen."

„Und was „alles" ist Ihnen denn heute widerfahren? Der Unterricht ist doch recht friedlich verlaufen?"

„Ja, und wenn man nach den Stunden gleich zu Lust werden könnte, würde ich gerne weitermachen, aber — —"

„Aber nun sehen die männlichen Kameraden — geben Sie acht auf das Wort — Sie gerade so an wie die andern Mädchen!"

„Sehen!"

„Nun, es kann ja geschehen, daß die Kecken sich auch eine Frage erlauben." Alfs Stimme wurde immer ironischer.

„O ich weiß schon, was Sie denken, Herr Ingenieur! Aber ich dulde keine Aufdringlichkeiten und — und —"

„Ich habe gesehen, daß Herr Nordin nach der Stunde zu Ihnen trat, aber ich kann mir kaum vorstellen, daß er aufdringlich gewesen sein könnte. Sie sind ein paarmal freundlich gegen ihn gewesen, haben ihm Ihre Notizen geliehen und ihm einiges erklärt, und wie soll nun er mit seiner einfachen aufrichtigen Natur die Grenze festlegen können, wo der Kamerad aufhört und das Fräulein von Hartvig anfängt. Das können Sie nicht von ihm verlangen. Manchmal sind Sie wahrhaft kindlich anspruchsvoll, gnädiges Fräulein. Worin bestand denn sein Verbrechen?"

„Er wollte mich zur Geisha ins Theater einladen!"

Alf lachte selten; Gunvor konnte sich nicht erinnern, ihn je lachen gehört zu haben, und sie schaute höchst verwundert drein bei dem leisen ungewohnten Lachen, das sich zuerst widerwillig hervordrängte, dann lauter wurde und sich schließlich in einem herzlichen melodischen Ausbruch von unterdrückter Heiterkeit Luft machte.

„Hat er — der biedere Nordin — und zur Geisha?" Wieder ein unwiderstehlicher Lachausbruch. „Nun, gnädiges Frä lein, und Sie hatten keine Lust, seine Ritterlichkeit auf die Probe zu stellen?"

„Ach, lachen Sie nicht, es ist in der Tat ganz und gar nicht lustig!" rief Gunvor ärgerlich. „Ich halte es für so unverschämt, so — —"

Alf hielt jäh inne, nun war er ganz ernst, und er runzelte finster die Stirne. Unwillkürlich blieb auch Gunvor stehen, obgleich sie ihn in ihrem Herzen rücksichtslos schalt.

„Sagten Sie unverschämt, gnädiges Fräulein? Entschuldigen Sie, aber diese Auffassung gereicht weder Ihrem Verstand noch Ihrem Herzen zur Ehre.' Ich gebe mir nicht einmal die Mühe, die Sache von Nordins Standpunkt aus zu erklären, ich halte ihn für zu gut dazu."

Sie gingen weiter, schweigend und mit raschen Schritten.

„Hat Nordin gemerkt, daß Sie böse wurden?" fragte er schließlich.

„Ich denke wohl."

„Ach so, die Weltdame konnte oder wollte sich nicht beherrschen. Ich kenne die Frauen nicht, aber ich hätte Sie für feinfühliger gehalten."

Gunvor verwunderte sich nicht einmal, als sie Alf so reden hörte; sie fühlte sich ihm gegenüber ganz klein und unbedeutend, es war ihr, als habe er ein gewisses Recht über sie, seitdem sie sich damals freiwillig unter seinen Schutz gestellt hatte. Sie erwiderte nichts auf seinen letzten Ausfall; aber plötzlich stieg eine Art ängstlicher Trotz in ihr auf, während sie zugleich fühlte, wie seine kurzen kräftigen Aussprüche ihren Stolz zum Wanken brachten.

„Es ist so leicht, denen Gesetze vorzuschreiben, die einem gleichgültig sind," begann sie wieder. „Wenn Sie eine Schwester hätten, Herr Ingenieur, würde es Ihnen vielleicht doch nicht gefallen, wenn sie mit Herrn Nordin ins Theater ginge."

„Ich denke, sie würde ganz tun, was sie selbst wollte. Aber, Fräulein Hartvig, ich habe doch durchaus nicht gesagt, daß Sie hätten mitgehen sollen, sondern nur Ihrem Mangel an Verständnis und Freundlichkeit getadelt."

Gunvor ließ den Kopf hängen; die Schamröte brannte ihr auf den Wangen. Alfs Stimme klang jetzt gut und fast weich, und mit dieser Stimme gewann er sie immer. Noch nie hatte sie empfunden, daß eine Stimme zugleich schmeichelu und schelten kann. Ein heftiges Aufschluchzen, das sie nicht mehr unterdrücken konnte, brachte Alf dazu, sie anzusehen, und er sah in ein erhitztes, verweintes Gesichtchen mit einem nervös zuckenden Mund. Jetzt reichte ihm Gunvor zögernd die Hand und sagte: „Gute Nacht, hier trennen sich unsere Wege."

„Wünschen Sie es? Sonst gehe ich noch ein Stück mit Ihnen."

„Das ist nicht nötig!" Sie war ein kleines Kind, das weinend neben ihm herging. Und Alf, der noch nie jemand getröstet hatte, zog nun ihren Arm in den seinigen und sagte beruhigend: „Aber Fräulein von Hartvig, was habe ich denn gesagt? Nehmen Sie es doch nicht so auf! Weinen Sie wegen so einer Kleinigkeit?"

Da war es wieder: die Worte schmeichelten und tadelten zugleich. Gunvor weinte nur noch heftiger.

„Beruhigen Sie sich doch!" bat er. „Ihre Frau Mutter wird Sie sonst fragen, warum Sie verweint nach Hause kommen, und Sie werden wohl kaum Lust haben, sie in diese Sache einzuweihen?"

„Aber was soll ich nun tun, nachdem ich mich so dumm betragen habe?"

„Seien Sie freundlich und aufrichtig gegen Herrn Nordin, das ist mein einziger Rat."

„Ich kann ihn aber doch nicht um Entschuldigung bitten!" Dabei sah sie Alf erschrocken an und drückte unbewußt ihren Arm fester in seinen.

„Nein, kann; Taten sind besser als Worte. Helfen Sie ihm bei seinen Aufgaben wie bisher — im übrigen müssen Sie das als Frau besser wissen als ich."

Gunvor fühlte, daß er recht hatte; sie sah auch erleichtert aus, zog aber erst vor ihrer Haustüre ihren Arm aus dem seinigen. Von diesem Abend an begleitete Alf Gunvor meist nach Hause. Er holte sie auf dem Heimweg ein, oder sie ging etwas später hinunter und wartete auf ihn. Bald bekam er einen vollen Einblick in ihre Gedanken und Gefühle. Göreis Verlobung wegen war die Familie nun oft auswärts, und Gunvor berichtete lebhaft und fröhlich allerlei von diesen Festen. Sie beschrieb all den Luxus und die seine Art, die trotz aller inneren Hohlheit doch einen solchen Gesellschaftskreis auszeichnen. (Fortsetzung folgt.)

Die Ursache der Blinddarmentzündung.

Der finnische Arzt E. Sandelin hat sich in den Abhandlungen der finnischen Aerztegesellschaft über die Ursachen der Blinddarmentzündung in folgender bemerkenswerter Weise geäußert:

„Die Meinung, die ich durch Beobachtung des Verhaltens des Wurmfortsatzes in der Bauchhöhle bei vielen Hunderten, in allen möglichen Stadien ausgeführten Operationen erhalten habe, kann man folgendermaßen zusammenfassen: die Grundbedingung für das Entstehen von Blinddarmentzündung muß darin erblickt werden, daß im Wurmfortsatz oder in dessen Verhältnis zur Umgebung entweder angeborene oder erworbene Abweichungen vorkommen, die bewirken, daß unter besonderen Umständen eine Zurückhaltung oder ein Verschluß zustande kommt. Hierbei verursachte Ernährungsstörungen können dann die normale Widerstandskraft des Wurmfortsatzes gegen vorhandene Bakterien in dem Maße vermindern, daß eine augenblickliche Ansteckung die Folge ist. Unabhängig davon, ob eine Ansteckung eintritt oder nicht, kann der Anfall vorübergehen, falls sich der Verschluß löst; dauert der Verschluß an, so führt der Anfall zu Brand oder zum Durchbruch des Blinddarms, manchmal auch zu Wasser- oder Eiteransammlungen. Eine unvollständige Zurückhaltung kann Anlaß zur Bildung von Kotsteinen geben, die, wenn sie eingeklemmt werden, unmittelbar den Anfall hervorrufen. Schnell vorübergehender oder unvollständiger Verschluß, vielleicht auch Dehnungen eines ungünstig gelegenen Wurmfortsatzes rufen die sog. chronische Blinddarmentzündung hervor. Bei dieser ist die oft vorkommende Entzündung endenso wie beim akuten Anfall von sekundärer Art. Schaumann forderte als Erklärung für die Einwanderung der Bakterien in den Wurmfortsatz örtlich wirksame Ursachen oder er suchte sie in Lageabweichungen oder Kreislaufstörungen. Im Grundsatz stimmt die Auffassung, die Schaumann vor bald zwanzig Jahren auf Grund theoretischer Ueberlegungen ausgesprochen hat, mit der überein, die ich auf Grund direkter Beobachtungen dargelegt habe. Blinddarmentzündung in Gestalt einer bakteriellen Infektionskrankheit ist eine höchst sonderbare und mystische Erscheinung. Doch so aufgefaßt, wie hier dargelegt, nämlich, daß sie im Grunde auf anatomischen und mechanischen Ursachen beruht, verliert die Blinddarmentzündung jede Mystik und wird zu einer Erscheinung, die anderen längst bekannten und wohlstudierten Erscheinungen im Organismus verwandt ist."

Lebensmittelkarten und Höchstpreise im Mittelalter.

Von Dr. Rudolf Friedmann.

Spk. Die Kriegsverhältnisse haben uns mit ihren auch jetzt noch nicht überwundenen Organisationsformen den mittelalterlichen Zeiten in geradezu überraschender Weise genähert. Die durch die Blockade erfolgte Isolierung Deutschlands zeigte schon rein äußerlich einen Zustand, wie er sich in den frühmittelalterlichen, noch vor Einsetzen des großen weltwirtschaftlichen und frühkapitalistischen Transitverkehrs existierenden Verhältnissen vorfand. Nicht nur, daß das ganze Land sich plötzlich von geschlossenen Grenzen umgeben sah, auch im Innern setzte wieder eine, dem modernen Menschen geradezu lächerlich erscheinende, nach Provinzen, Kreisen, ja nach Städten und Dörfern begrenzte egoistische Einzelwirtschaft ein. Die äußeren Verhältnisse mußten naturgemäß auch in der inneren Verwaltung gänzliche Neuerscheinungen hervorrufen. Wie wir alle wissen, wurde ein ungemeiner Scharfsinn auf die verschiedenen, nun allzu gewohnten Marken- und Rationierungssysteme verwandt, aber ein Blick in die deutsche Vergangenheit lehrt uns wieder die alte Tatsache, daß gleiche Verhältnisse gleiche Erscheinungen hervorrufen. Die Aehnlichkeit der Erscheinungen ist geradezu frappierend, und man möchte fast sagen, das bessere Kenntnis der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte so viele Experimente überflüssig gemacht hätte.

Was war die verblüffendste Erscheinung der Kriegsorganisation? Die Lebensmittelmarke. Aber was lesen wir in einem alten süddeutschen Stadtrecht aus dem 14. Jahrhundert? Kein Müller oder Bäcker durfte ohne „Wortzeichen", d. h. Marken, mahlen oder backen. Diese von der Stadt ausgegebene Marke mußte er dem Kunden abnehmen, in eine verschlossene Büchse tun und diese samt Inhalt der städtischen Behörde zur Kontrolle abliefern! Die einzelnen Städte haben während des Krieges Güter aufgekauft und eigene Landwirtschaft zur Sicherstellung der Versorgung ihrer Bevölkerung betrieben. Aber schon die mittelalterliche Stadt hatte eigene Viehanlagen, um „Farren oder andere vische" zu züchten, eigene Salzlager, Fleischvorräte, Mühlen usw. Und wie die modernen hatten auch die alten Städte ihre Aufkäufer, Stadtfischer, Stadtmetzger, Stadtmüller usw. Auch damals blühte schon der Lebensmittelwucher, denn das Schlettstadter Stadtrecht weist eine Bestimmung auf, daß die „Kornmesser" zu kontrollieren hatten, „ob jemand korn in jacken uff den kornmarkt schafe, als ob es erst zu der Stadt in kummen wäre", d. h. ob er Schleichhandel trieb und ferner, ob jemand „anders mit korn oder anderm getreyde umbging, dann er billich thun sollte", d. h. ob er schlechte Mischungen vornahm! Höchstpreise waren wie heutzutage eine gewöhnte Einrichtung, Minimallöhne desgleichen. Die Stadt wachte wie auch heute genau darüber, daß ihre Bürger zuerst und vor den Fremden versorgt wurden. Unduldsam und doch gewissenhaft bestimmte sie, daß z. B. Speck nicht „mehr denn eine Seite" aus der Stadt verkauft würde, daß die Metzger „keinem frembden fleisch geben durften, eh die glocl 11 schlägt". Nach dieser Stunde durften sie den Fremden verkaufen, aber nur „ob sie wöllen (wenn sie wollten)"! Wie sagt Ben Akiba? Alles schon dagewesen.

Modedame oder Mutter?

Der Präsident der französischen Hygienekommission hat kürzlich an die Frauen seines Landes einen Appell gerichtet, der auch in anderen Ländern gehört zu werden verdient. Nach der Ansicht von Dr. Foveau de Courmelles sind die Forderungen der heutigen Mode mehr denn je mit denen der Mutterschaft unvereinbar.

Es ist heute ein Zeichen schlechten Geschmacks, schreibt Dr. Foveau de Courmelles, dick zu sein. Die Mode verlangt magere Frauen und fordert, daß alle mager seien. Selbst abgesehen vom Korsett, das an und für sich nützlich sein mag, um die jetzt aus der Mode gekommenen Formen beizubehalten, und das nur zu oft ein Marterinstrument wird, muß die Frau so dünn wie möglich sein. Daher der beispiellose Erfolg aller Kuren und Medikamente, die die Abmagerung zum Ziel haben.

Die Mode gehört der Frau, die wie eine Ephebe, wie ein Gassenjunge aussieht und die ein verengtes Becken hat. Böse Zungen behaupten, daß die Feinde Frankreichs vor dem Kriege einige große Pariser Schneider in Sold genommen haben, um durch ihre Intervention zu erlangen, daß die Quellen der Mutterschaft bei der französischen Frau versiegen. (???)

Die Mode bekleidet ferner so wenig, daß die wichtigsten Organe, die der Atmung und das Herz, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt sind. Die rauhe Luft kann von allen Seiten eindringen, und sie hat Bronchitis, Grippe, Lungen- und Rippenfellentzündungen als Gefolge, die das Terrain für die Tuberkulose und allerlei Frauenkrankheiten vorbereiten, die alle Hoffnungen der Mutterschaft ein für allemal vernichten.

Die Magerkeit wird von den Schneidern gebieterisch gefordert. Ihr ärztliches Honorar stecken sie neben dem anderen dadurch ein, daß sie in Anbetracht des Stoffpreises die bekleideten Oberflächen ihrer Kunden soweit als möglich einschränken.

Wie zahlreich sind die Frauen, die sich der kostspieligsten Mode unterwerfen, und diese Erscheinung ist selbst im entferntesten Winkel der Provinz festzustellen. Das ist einer der gefährlichsten Punkte im Kampfe für die Mutterschaft. Das Kind ist vor allem eine Geldfrage; denn es ist eine neue Quelle für Ausgaben. Da das Leben jetzt so kostspielig geworden ist, bleibt kein Geld mehr, um Kinder aufzuziehen. Sie haben, würde wenig kosten, aber wenn man sie dann dem Staate übergeben könnte, das wäre nach dem Geschmack vieler. Und so hat der Deputierte Dr. Doczy im Namen der Kammerkommission für Versicherung und für soziale Fürsorge den Antrag eingebracht, die Mutterschaft als soziale Funktion ausreichend zu — entlohnen!

Die Zeiten gleichen in seltsamer Weise denen der französischen Revolution, da auch die Mode die Herrscherin war. Aber in jener Epoche war nur die oberste Schicht von ihr angesteckt, heute sind es alle sozialen Schichten von oben bis unten. Die Kleider sind alles, sowohl in der Achtung, die die Leute einander entgegenbringen, wie dann natürlich auch im Denken der Leute.

Wenn man nicht außerordentlich reich ist, kann man die teuren Phantasien der Mode und die Mutterschaft nicht vereinigen. Jene bringen allein die sichtbaren Sympathien der Umwelt ein, die Mutterschaft bringt nur Aerger und Ausgaben aller Art, und da regretiert man, daß ein Zögern nur von kurzer Dauer ist. Alle Bevölkerungsschichten wünschen, der Mode zu folgen, und wer ihr folgt, will sich in Schönheit der Welt zeigen: von da flammt es, daß das Endziel der meisten nicht Arbeit, sondern Faulheit ist!

Das Ausland sieht überall nur die Exzentrizitäten der Mode und jene Zahl von Frauen, die ihre fügsamen Sklavinnen sind, und beurteilt danach ein jedes Volk — nicht nach seinen fleißigen, arbeitsamen Klassen. Daher stammt auch, daß die Urteile der Welt über jedes Volk ausnahmslos falsch sind, daß sich die Völker so gar nicht kennen und ihre gegenseitigen Beziehungen auf so schiefer Basis aufbauen.

Die Geburten müssen überall, besonders in Frankreich, an Quantität und Qualität zunehmen. Dies ist eine finanzielle und wirtschaftliche Frage, die nur durch die Erhöhung der Produktion und des nationalen Reichtums und durch die Minderung der Bedürfnisse und Ausgaben zu lösen ist. Unter die unnützen und dabei kostspieligen Verschwendungen gehören die fortwährenden Wandlungen der exzentrischen Mode. Die Arbeit, die da ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200103027/fragment/page=0002